

Zwischen Provisorium und Prachtbau

Die Synagogen der jüdischen Gemeinden
in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart





Jüdische Religion, Geschichte und Kultur

Herausgegeben von
Michael Brenner und Stefan Rohrbacher

Band 30

Elisabeth Rees-Dessauer

Zwischen Provisorium und Prachtbau

Die Synagogen der jüdischen Gemeinden
in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart

Vandenhoeck & Ruprecht

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Freundeskreises des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur e.V. und der Axel Springer Stiftung.

Diese Arbeit wurde im Jahre 2017 an der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation angenommen.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2019, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagsabbildung: Ohel-Jakob-Synagoge München, Foto: David Rees
Satz: 3w+p, Rimpar
Druck und Bindung: Hubert & Co. BuchPartner, Göttingen
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2197-0963
ISBN 978-3-647-56476-0

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	11
Stand der Forschung	11
Fragestellung und Zielsetzung	15
Quellen	17
Methodik und Aufbau	18
I. „Wer ein Haus baut, will bleiben“ – Einführung	21
II. Stil und Standort: Zur Bautätigkeit und Synagogenarchitektur jüdischer Gemeinden in Deutschland seit 1945	39
Synagogen und Betsäle in bereits bestehenden Gebäuden	42
Provisorische Betsäle der 1940er Jahre	42
Dauerhafte Betsäle und Synagogen in bereits bestehenden Gebäuden	44
Wiederaufbauten und Renovierungen von Synagogen	49
Neubauten von Synagogen und Gemeindezentren	55
Die ersten Synagogenneubauten: Saarbrücken, Stuttgart und Erfurt	58
Die drei großen Synagogen-Architekten der 1950er und 60er Jahre .	60
Helmut Goldschmidt	60
Hermann Guttman	62
Karl Gerle	65
Weitere Synagogenneubauten der 1950er und 60er Jahre	68
Neubauten der 1970er und 80er Jahre	71
Alfred Jacoby	73
(Weitere) Neubauten seit Mitte der 1990er Jahre	77
III. Das Einweihungsdatum: Wann eröffnet man eine Synagoge?	83
Jüdische Feiertage	85

Die Hohen Feiertage	86
Die drei Wallfahrtsfeste: Pessach, Schawuot und Sukkot	91
Chanukka	96
Purim	101
Rosch Chodesch	102
Andere Festtage	102
Lag ba'Omer	102
Tu bi'Schwat	104
Jom Jeruschalajim	104
Gedenktage	105
Der 9. November	107
Jahrestage von Synagogenweihen	119
IV. Das Festprogramm: Wie gestaltet man die feierliche Einweihung einer Synagoge?	121
Zeremonielle Elemente von Synagogenweihen	123
Abschiedsgottesdienst im alten Betsaal und erster Gottesdienst im neuen Haus	123
Festzug	124
Einbringen der Tora und Hakafot	125
Einheben der Tora und Lesung	126
Entzünden des Ewigen Lichtes	128
Anbringen der Mesusa	129
Durchschneiden des Bandes	131
Übergabe des Schlüssels	131
Schofarton	132
Gebete, Psalme und Lieder	134
Gebete zum Totengedenken	134
El Male Rachamim	136
Kaddisch	137
Gebete und Gesänge zum Einbringen und Einheben der Tora	138
Das Gebet für den Staat	140
Weitere Gottesdienstteile und Lieder	142
Alejnu	142
Adon Olam und Jigdal	143
Osse Schalom	144
Schehechejanu	144
Die Psalmen	145
Ma Towu	146
Psalme mit inhaltlichem Bezug zur Synagogenweihe	147

Gut bekannte Psalme und Melodien	149
Psalme mit Trauerbezug	152
Weitere verwendete Psalme	154
Die Hatikwa (und andere Nationalhymnen)	154
Reden und Grußworte	156
Begrüßungsformeln und Danksagungen	159
Vom „Traum“ und „Provisorium“ zum „Wunder“ und Standort der neuen Synagoge	161
Gedenken an die Schoa und 9. November	162
Funktionen des neuen Gebäudes	165
Aktuelle Ereignisse	167
Normalität, Vertrauen und Aussöhnung	168
Heimat	169
Wünsche für die Zukunft	169
V. Schlussbetrachtung	173
Ausblick	175
Quellen- und Literaturverzeichnis	179
Archivverzeichnis	179
Gedruckte Quellen und Sekundärliteratur	179
Synagogen und Betsäle in Deutschland seit 1945 – ein tabellarischer Überblick	219
Register	253
Ortsregister	253
Personenregister	256

Vorwort

Von der ersten Idee bis zur Veröffentlichung meiner Dissertation, die im Sommer 2017 von der Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften der Ludwig-Maximilians-Universität München angenommen wurde, und hier in überarbeiteter Form vorliegt, haben mich viele Menschen unterstützt, gefördert und begleitet, denen ich an dieser Stelle aufrichtig danken möchte.

Mein Doktorvater Prof. Dr. Michael Brenner hat mich bereits während meines Masterstudiums fachlich und persönlich gefördert und stand mir von den frühen Anfängen bis zum Abschluss meines Dissertationsprojekts und darüber hinaus stets mit Rat und Tat zur Seite. Für seine Betreuung und uneingeschränkte Unterstützung gilt ihm mein ganz besonderer Dank. Herzlich bedanken möchte ich mich auch bei Prof. Dr. Martin Geyer, der kurzfristig aber voller Enthusiasmus die Funktion des Zweitkorrektors meiner Dissertation übernommen hat.

Die großzügige finanzielle und ideelle Unterstützung, die mir während meines Promotionsstudiums als Stipendiatin des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks zuteil wurde, hat es mir ermöglicht, mich auf notwendige Recherchen in Archiven und Bibliotheken sowie auf das Schreiben der Dissertation zu konzentrieren. Im frühen Stadium meiner Forschungsarbeit konnte ich zweimal an der vom Centre for German-Jewish Studies der University of Sussex in Kooperation mit der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Leo Baeck Instituts in Deutschland organisierten Max and Hilde Kochmann Summer School for PhD-Students in Modern European-Jewish History and Culture in Oxford bzw. Brighton teilnehmen und mein Vorhaben mit Kollegen und Professoren diskutieren. Für die großzügige finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung danke ich dem Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur sowie der Axel Springer Stiftung. Den Herausgebern des vorliegenden Bandes danke ich für die Aufnahme meiner Arbeit in die Reihe Jüdische Religion, Geschichte und Kultur sowie dem Verlag, und hier insbesondere Miriam Espenhain, für die professionelle Betreuung.

Ebenfalls danken möchte ich den Mitarbeitern vieler Bibliotheken und Archive, ohne deren Hilfe es mir nicht möglich gewesen wäre, die vielen Quellen, auf

denen meine Forschung aufbaut, zusammenzutragen. Mein Dank gilt hier insbesondere den Mitarbeitern des Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Heidelberg um Dr. Peter Honigmann, den Mitarbeitern des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg sowie den Mitarbeitern einer großen Zahl jüdischer Gemeinden und ehemaliger Synagogen, die heute als Gedenkstätten fungieren, die mir telefonisch und per Email viele Fragen beantwortet und mich mit Materialien aus ihren Archiven versorgt haben. Nicht vergessen zu erwähnen möchte ich an dieser Stelle auch die vielen Besucher von Synagogenführungen, die mir mit ihren Fragen immer wieder aufs Neue aufzeigten, was für sie an einer Synagoge in Deutschland von Interesse ist, und mir so ermöglichten, diese Bauten aus mehr als nur einer einzigen Perspektive zu betrachten. Ich danke auch dem Team des Coffeemamas, an dessen stabilem Tisch große Teile dieser Arbeit entstanden sind.

Mein tief empfundener Dank gilt meinen Freunden und Kollegen, die die Arbeit in Teilen oder im Ganzen gelesen, mir so viel ihrer Zeit geschenkt, für den inhaltlichen und sprachlichen Feinschliff gesorgt, kurz mir ermöglicht und mich ermutigt haben, dieses Projekt zu Ende zu führen: Lida Barner, Sara Dirnagl, Ilana Dessauer-Rozdiel, Anne Mittelhammer, Andrea Sinn, Joelle Verreet und ganz besonders meinem Mann David Rees.

Schließlich möchte ich auch meinen Eltern und Schwiegereltern für ihre Geduld und Unterstützung danken. Ich widme dieses Buch Max und Samuel: Große Projekte sind schwer, sie erfordern manches Opfer, viel Geduld und Durchhaltevermögen – aber sie lohnen die Mühe (egal ob es um eine Dissertation geht oder um die Erziehung der zwei tollsten Jungs, die ich mir nur wünschen kann)!

München im Juni 2019

Elisabeth Rees-Dessauer

Einleitung

Das Thema der vorliegenden Studie sind die Synagogen der jüdischen Gemeinden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart. Von den provisorisch eingerichteten Betsälen der ersten Nachkriegsjahre bis hin zu prächtigen Synagogenneubauten der letzten Jahre wird die Bautätigkeit der deutsch-jüdischen Gemeinden nachgezeichnet und damit eine neue Perspektive auf die Geschichte der Juden in Deutschland nach der Schoa ermöglicht.

Stand der Forschung

Es sind in erster Linie zwei Werke, vor deren Hintergrund die vorliegende Studie wissenschaftlich eingeordnet werden kann: Michael Brenners 2012 erschienenes Überblickswerk über die Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart und ein Aufsatz Salomon Korn aus dem Jahr 1988 über Synagogenarchitektur in Deutschland seit 1945, in dem erstmals in dieser Form und Ausführlichkeit die Architektur der deutschen Nachkriegssynagogen beschrieben wurde.¹ Beiden gemeinsam ist eine Periodisierung der deutsch-jüdischen Nachkriegszeit – einmal den Untersuchungszeitraum insgesamt, einmal spezifisch den Synagogenbau dieser Epoche betreffend – die nahezu deckungsgleich die Jahre seit 1945 in vier Phasen unterteilt: Die Jahre von 1945 bis 1949 stehen bei Brenner unter dem Motto einer „Zwischenstation“, weil ein Großteil der Juden in Deutschland nur auf der Durchreise war und auch diejenigen, die schließlich bleiben würden, noch nicht wirklich angekommen waren. In Bezug auf den Synagogenbau waren die ersten fünf Nachkriegsjahre eine „Zeit des provisorischen Neubeginns“, in der in erster Linie provisorische Betsäle beziehungsweise Synagogen in bereits bestehenden Gebäuden eingerichtet wurden. Es folgte eine „Phase des Wiederaufbaus jüdischen Gemeindelebens“ von 1950 bis 1967, in der eine große Zahl von Synagogen neu errichtet wurde. Die große Zahl von Syn-

1 Michael Brenner, *Geschichte*; Korn, *Synagogenarchitektur*.

agogenneubauten war ein Zeichen der „Konsolidierung“, mit der Brenner denselben Zeitraum beschreibt. Anfangspunkt dieser zweiten Phase war die Gründung des Zentralrats der Juden in Deutschland und in den folgenden Jahren etablierten sich bis heute vorhandene Gemeindestrukturen, so dass ein gewisser Status quo gefestigt wurde. Es folgte eine Phase geringer Bautätigkeit bei Korn (1968 bis 1982), bzw. eine Zeit der „Positionierungen“ bei Brenner (1968–1989), in der ein Generationenwechsel innerhalb der jüdischen Gemeinden in Gang kommt und die jüdische Bevölkerung innerhalb der deutschen Gesellschaft mit Stichworten wie *Normalität* und *Normalisierung* ringt. Schließlich folgen bei Brenner als vierte Phase die Jahre seit 1990, von „Aufbrüchen“ gekennzeichnet, die in erster Linie auf die jüdischen Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion zurückzuführen sind. Korn beschreibt seine letzte Phase als eine Zeit „leicht erhöhter Bautätigkeit“, die dann nach Beginn der Zuwanderung und dem damit einhergehenden Wachstum der jüdischen Gemeinden in Deutschland – für Korn 1988 nicht vorherzusehen – noch einmal deutlich verstärkt wurde.

Auch in Bezug auf die Historiographie sind verschiedene Phasen in der Behandlung der deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte auszumachen. Bevor eine historische Betrachtung der Entwicklung der jüdischen Gemeinden im Nachkriegsdeutschland möglich war, musste Zeit vergehen, mussten Entwicklungen stattfinden, musste ein Gegenstand entstehen. Dies begann bereits in der dritten Phase deutsch-jüdischer Nachkriegsgeschichte, der Zeit der Positionierungen bzw. geringer Bautätigkeit, als eine neue Generation sich daran machte, Geschichte zu sehen und zu schreiben – mit dem nun vorhandenen Abstand zu den ersten Nachkriegsjahren wurde dies in den Köpfen und für die Forschung möglich. Es ist sicher kein Zufall, dass gerade in diese Phase, in der sich eine neue Generation von jüdischen – und nichtjüdischen – Deutschen auf vielfältige Weise zu positionieren suchte, Ereignisse wie die Fassbinder-Affäre um das Theaterstück *Die Stadt, der Müll und der Tod*, dessen Premiere 1985 in Frankfurt am Main von einer Gruppe jüdischer Demonstranten verhindert wurde, Diskussionen um den Besuch von Bundeskanzler Helmut Kohl und seinem Gast US-Präsident Ronald Reagan auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg, wo auch Mitglieder der SS beerdigt liegen, im selben Jahr, oder auch der Historikerstreit 1986/87, fallen. In gewisser Weise war man nun in der Lage und bereit, sich bei Themen, die die jüdische Gemeinschaft direkt oder indirekt betrafen, öffentlich zu artikulieren und einzumischen. In diesen Jahren stagnierten die Mitgliederzahlen der jüdischen Gemeinden in Deutschland und nur wenige neue Synagogen entstanden, doch intellektuell beobachten wir in dieser Zeit rege Tätigkeit.

Angesichts der Fragen zur Identität der Juden der ersten und zweiten Generation nach der Schoa ist es sicherlich ebenfalls kein Zufall, dass das oben genannte Überblickswerk im Jahr 2012 und damit erst 67 Jahre nach dem Ende der Schoa veröffentlicht wurde. Davor erschienen jedoch bereits eine Reihe von

Sammelbänden, in denen eine Chronik jüdischen Lebens in Deutschland geliefert und Themen wie Generationenkonflikte, der Dialog zwischen Christen und Juden, das Verhältnis zu Israel, Antisemitismus oder auch die oben aufgeführten Debatten behandelt werden.²

Bei der Betrachtung der historischen Beschäftigung mit der deutsch-jüdischen Nachkriegszeit fällt auf, dass jene Themen, die am weitesten zurücklagen, oftmals zuerst behandelt wurden: Jüdische DPs im Nachkriegsdeutschland, Juden deutscher Herkunft in der britischen und amerikanischen Besatzungszone, sowie die ersten Nachkriegsjahre in einzelnen jüdischen Gemeinden wie Hamburg, München und Fürth.³ Verbindendes Element dieser Themen mag die wenn auch nur selten in den Untersuchungen offen gestellte aber doch damals für Juden in Deutschland vielleicht dringendste Frage gewesen sein: Wie war jüdisches Leben in Deutschland nach der Katastrophe überhaupt möglich?

Studien, die sich mit der Aufarbeitung der Geschichte einzelner jüdischer Gemeinden befassten – man könnte sie als Gemeindebiographien bezeichnen –, betrachteten oftmals nicht nur die Ereignisse seit 1945, sondern die Gemeinde seit ihren Anfängen. Auf diese Art und Weise stellten sie eine Kontinuität her, indem sie beschrieben, dass es an einem Ort seit dem Mittelalter jüdisches Leben gegeben hatte und über die Schoa hinweg bis heute gibt.⁴ Für die jüdischen Gemeinden selbst erfüllten sie damit auch die Funktion einer Rechtfertigung für ihre Existenz heute im Land der Täter vor sich selbst und anderen. In der DDR stellten sich solche Fragen gar nicht erst, war das Geschichtsbewusstsein dort doch ein anderes, indem man sich nicht als Nachfolgestaat Nazideutschlands sah. Doch waren die jüdischen Gemeinden in der DDR bereits verschwindend klein, als man anfangs, die Geschichte der Juden in der sowjetischen Besatzungszone bzw. in der DDR zu schreiben.⁵

Ging es bisher vielfach um die Frage, wie jüdisches Leben im Nachkriegsdeutschland überhaupt möglich war, eröffnete sich mit Fragen der Identität von Juden in Deutschland ein neuer Themenbereich: Es war eine Tatsache, dass Juden in Deutschland leben. Doch wie taten sie das und was machte dies mit den Menschen? Seit den 1990er Jahren entstanden zunächst kleine Fallstudien, die

2 Bundeszentrale für politische Bildung, Juden; Brumlik/Kiesel/Kugelmann/Schoeps, Leben; Nachama/Schoeps, Aufbau; Ehrlich, Shoah; Bodemann, Jews; Brumlik/Funke/Rensmann, Vergessen; Ginzel, Anfang; Behrens, Ich bin geblieben.

3 Königseder/Wetzel, Wartesaal; Fritz Bauer Institut, Überlebt; Geis, Übrig; Schoeps, Leben.

4 Einige Beispiele umfassen: Herzig, Hamburg; Löslein, Synagogen; Quast, Befreiung; Schmidt-Czaia, Haus; Bauer/Brenner, München; Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Bayreuth, Bayreuth.

5 U. a.: Arndt/Eschwege/Honigmann/Mertens, Juden; Ostow, Jüdisches Leben; Ostow, Juden; Illichmann, DDR; Hartewig, Zurückgekehrt.

sich oftmals auf oral history in Form von Interviews stützten, und später auch eine ausführliche Studie.⁶

Neben den jüdischen Gemeinden rückten auch prominente Einzelpersonen in den Vordergrund – oftmals Remigranten, die für den Aufbau der jüdischen Gemeinden und Institutionen im Nachkriegsdeutschland in hohem Maße mitverantwortlich gewesen waren und die jüdische Nachkriegsgeschichte entscheidend prägten.⁷

Das Thema Architektur spielte bis in die 1980er Jahre so gut wie keine Rolle bei der Beschäftigung mit der deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte. Mit dem speziellen Bereich der Synagogenarchitektur in Deutschland nach 1945 beschäftigte sich der Architekt Salomon Korn erstmals systematisch im bereits erwähnten 1988 erschienenen Aufsatz, in dem er für eine Reihe ausgewählter Beispiele von Synagogenneubauten Stilbeschreibungen mit aussagekräftigen Abbildungen und historischer Einordnung lieferte. Neben den ausführlich behandelten Einzelbeispielen nennt Korn, dessen Frankfurter Gemeindezentrum zwei Jahre vor Erscheinen dieses Aufsatzes eröffnet wurde, zudem verlässliche Zahlen von Synagogenneubauten zwischen 1945 und den späten 1980er Jahren – aufgeschlüsselt nach Entstehungsjahr und Standort.⁸

In die allgemeine Phase der „Aufbrüche“ und die erneute Neubauphase von Synagogen fällt auch eine noch einmal intensivierete Beschäftigung mit der Geschichte und vor allem Architektur von Synagogen. Hier werden aktive und ehemalige Synagogen im Nachkriegsdeutschland dokumentiert, oftmals in den europäischen oder gar weltweiten Kontext eingeordnet, teilweise auch mit Fragen der Identität in Verbindung gesetzt.⁹ Das oft allgemeine und gar nicht spezifisch jüdische an der modernen Sakralarchitektur kommt besonders da zum Ausdruck, wo die großen Synagogenbauten der letzten Jahre zusammen mit neuen Kirchen und Moscheen betrachtet werden.¹⁰ Diese Bände sind reine Dokumentation, eröffnen durch das Nebeneinanderstellen moderner Sakralbauten der verschiedenen Religionen jedoch faszinierende Einblicke auf die Gebäude, die

6 Tauchert, Identitäten.

7 Z. B. Lühe/Schildt/Schüler-Springorum, Deutschland; Sinn, Isar; Sinn, Politik.

8 Korn, Synagogenarchitektur, in Endnote 13, S. 430f. Eine leicht gekürzte Version dieses Aufsatzes erschien vier Jahre später in einem Sammelband über deutsch-jüdische Geschichte nach 1945. (Korn, Synagogaal-Architektur.)

9 Brumlik/Heuberger/Kugelmann, Reisen; Trautmann, Württemberg; Brülls, Synagogen; Ridder, Synagogen; Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz/Staatliches Konservatorienamt des Saarlandes/Synagogue Memorial Jerusalem, Pforten; Hahn/Krüger, Haus; Thea Altaras, Synagogen; Stiftung Baukultur Rheinland-Pfalz, Aufbruch; Keller, Aufbruch. Darin: Jacoby, Bau, [o.S.]; Wegner, Kassel; Schönhagen, Synagoge; Krinsky, Synagogen; Sachs/van Voolen, Identity; Cohen-Mushlin/Thies, Architecture.

10 Z. B. Wöhler, Architektur; Scherz-Schade, Kirchen; Stegers, Bibliographie. Eine ähnliche vergleichende Perspektive auf der Basis eines Nebeneinanderstellens von Dokumentationen findet sich bereits bei Schnell, Kirchenbau.

losgelöst von Raum und Zeit, nur hinsichtlich solcher Dinge wie Licht und Schatten, Material und Kontrast, Form und Funktion betrachtet werden, und zugleich eben durch die so sichtbar werdenden Gemeinsamkeiten ihren Ursprung im Hier und Jetzt beweisen.

Fragestellung und Zielsetzung

Die vorliegende Studie untersucht Synagogen in Deutschland seit 1945. Es wurden jedoch nicht nur die Synagogen vor dem Hintergrund ihrer Architektur dokumentiert, sondern die Gebäude selbst als Sakralbauten, als Veranstaltungsorte und Ausdruck politischen Willens betrachtet. Die Synagogen selbst treten hier erstmals als Quelle zur jüdischen Geschichte im Nachkriegsdeutschland auf und erlauben es, durch den Blick auf diese besonderen Gebäude neue Perspektiven auf die ihrer Entstehung zugrunde liegenden Entwicklungen der deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte zu eröffnen. Hierbei machen wir uns die parallel verlaufende Periodisierung von deutsch-jüdischer Geschichte und dem Synagogenbau in Deutschland seit 1945 zu nutze und gehen u. a. folgenden Fragen nach: In welcher Form äußerte sich der jeweilige Bedarf der jüdischen Gemeinden an neuen Räumlichkeiten? Wann und wo wurden vorhandene Synagogen renoviert, Gotteshäuser neu errichtet oder in bereits bestehenden Profanbauten eingerichtet? Wann errichtete man eher kleine und unscheinbare Betsäle, wann große und auffällig freistehende Synagogenbauten? Lassen sich Rückschlüsse von der äußeren Form der Gebäude auf das sich wandelnde Selbstbewusstsein der jüdischen Gemeinden über die Jahrzehnte nachverfolgen? Wie wurden die Festakte anlässlich der Einweihung dieser Gebäude gestaltet – welche Daten wurden gewählt, welche Gäste geladen, welche Programmteile häufiger oder gar unverzichtbarer Bestandteil der Feier – und welche Rückschlüsse auf die deutsch-jüdische und allgemeine deutsche Nachkriegsgeschichte werden hier ermöglicht?

Nachdem der größte Teil der Synagogen in Deutschland zerstört worden war, benötigten die seit 1945 wieder entstandenen jüdischen Gemeinden neue Gebäude, um ihren Raumbedarf zu decken. Allzu oft werden die so entstandenen Synagogen für sich allein und isoliert betrachtet. Sie entstanden jedoch nicht in einem Vakuum: Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte überall in Deutschland Platzmangel, in den 1940er Jahren wurden nicht nur provisorische Betsäle, sondern auch Notkirchen eingerichtet, in den 1950er und 60er Jahren entstanden nicht nur viele Synagogen- sondern auch Kirchenneubauten. Die Diskussionen um Wiederaufbau oder Neubau, Standort und Größe, Architektur und Stil betrafen nicht nur die jüdischen Gemeinden, sondern auch die christlichen Kirchen im Nachkriegsdeutschland. So will diese Studie auch einen Beitrag zur allgemeinen deutschen Nachkriegsgeschichte leisten.

Bau und Eröffnung der Synagogen in Deutschland nach 1945 erforderten stets die Zusammenarbeit von jüdischen und staatlichen Vertretern: Für die jüdischen Gemeinden war der Bau dringend benötigter Beträume ohne finanzielle Hilfe von außen kaum zu stemmen, doch dienten repräsentative Synagogenbauten oftmals auch den Interessen deutscher Politiker. So konnten sie als handfeste Beweise ihrer erfolgreichen Wiedergutmachungspolitik gelten, die zudem gerade bei Veranstaltungen wie Einweihungsfeiern die Gelegenheit boten, sich vor In- und Ausland als geläutert zu präsentieren und dem neuen deutschen Staat Legitimität verliehen: Indem man an die durch die Nationalsozialisten zerstörten Synagogen und vernichteten jüdischen Gemeinden erinnerte, den jüdischen Gemeinden für das Vertrauen, in diesem Land wieder jüdisches Leben aufbauen zu wollen, dankte, den Synagogenneubau auf deutschem Boden der Weltöffentlichkeit präsentierte und nicht zuletzt auch den Dank der jüdischen Gemeinden für die geleistete Unterstützung entgegennahm.

In Bezug auf die jüdische Geschichte seit dem Mittelalter beschrieb der Historiker Yosef Hayim Yerushalmi eine vertikale Allianz zwischen dem jeweiligen Herrscher und der jüdischen Bevölkerung, von der beide Seiten profitierten.¹¹ Angesichts der speziellen Situation von Juden in Deutschland nach der Schoa wecken insbesondere Ereignisse wie die Einweihung einer Synagoge, an der oftmals hochrangige Politiker teilnahmen, und die von diesen – zumindest finanziell – oftmals erst ermöglicht worden war, Assoziationen an dieses Konzept. Kann Yerushalmis vertikale Allianz auf die Situation der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945 übertragen werden?

Mit ihren Worten bei der Einweihung von neuen Synagogen richteten sich deutsche Politiker nicht nur an die jüdische Gemeinde vor Ort. Nicht immer scheint dabei der eigentliche Gegenstand der Rede – das aufblühende jüdische Leben in Deutschland – die Hauptsache gewesen zu sein. Es ging den Sprechenden oftmals ebenso sehr um das Bekenntnis zu einer bestimmten westlich-demokratisch orientierten Identität in der Nachkriegszeit und die „korrekte“ Einordnung aktueller und historischer Ereignisse in das *kollektive* und *kulturelle Gedächtnis* einer Nation.¹² Mit Hinblick auf die Zukunft des politischen Diskurses tat sich hier allerdings auch die Gefahr auf, dass die so eng mit der Nachkriegsmentalität verbundene Sprache, die bei Synagogeneinweihungen immer wieder an den Tag gelegt wurde, der sich ändernden politischen Realität nicht mehr adäquat entspricht – teilweise vielleicht auch unbemerkt von der breiten Masse der Bevölkerung bzw. jenen Funktionsträgern, die weitere Sprechakte leisten. Hier könnte die Möglichkeit bestehen, dass politische Sprache und Wirklichkeit auseinander driften, dass die Sprache ihrer identitätsstif-

11 Yerushalmi, Diener.

12 Vgl. zu diesen Begrifflichkeiten: Halbwegs, Gedächtnis; Assmann, Erinnerungsräume.

tenden Aufgabe nicht mehr in jeder Hinsicht gerecht wird, ähnlich wie Shulamith Volkov es in Bezug auf den Antisemitismus im Deutschland des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in ihrem bahnbrechenden Aufsatz *Antisemitismus als kultureller Code* beschrieb.¹³ Kann Volkovs Verständnis von Sprache als identitätsstiftender Instanz auf die Situation der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945 übertragen werden? Blieben oft wiederholte Redewendungen aktuell? Reagierten Politik und jüdische Gemeinden auf sich mit der Zeit verändernde Rahmenbedingungen? Oder wurde die Sprache, die in Reden anlässlich der Einweihung von Synagogen verwendet wurde, in einigen Instanzen von der Wirklichkeit eingeholt? Und welche anderen Elemente – die Wahl des Datums der Einweihung, die Gestaltung des Festprogramms – wurden auf welche Art und Weise angepasst, um den politischen und gesellschaftlichen Realitäten gerecht zu bleiben?

Quellen

Die vorliegende Studie ist die erste ihrer Art, bei der die in Deutschland seit 1945 errichteten Synagogen und die Festakte anlässlich ihrer Einweihung im Mittelpunkt der Untersuchung stehen. Auch die Quellen, die in diesem Zusammenhang genutzt wurden, wurden zum ersten Mal aus unterschiedlichen Bibliotheken und Archiven zusammengetragen und zur Hauptquelle einer historischen Arbeit gemacht. Es handelt sich hierbei in erster Linie um die Festschriften, die anlässlich der Einweihung von Synagogen vor allem von den jüdischen Gemeinden herausgegeben wurden – sie wurden bisher von der historischen Forschung fast gänzlich vernachlässigt. Hinzu kommt die weitere Berichterstattung über die Gebäude und Einweihungsfeiern, wie sie in Gemeindezeitungen und anderen -publikationen sowie der gemeindeübergreifenden *Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung* zu finden sind, und schließlich auch Dokumente wie Einladungen und Programme zu Synagogenweihen. Beim Zusammentragen dieser Quellen aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Archiven entstand ein neuer Quellenkorpus, der auch Grundlage für die Tabellen im Anhang dieser Arbeit ist. Diese Datenbank fungiert als eine Art Nachschlagewerk für diese und hoffentlich auch zukünftige Arbeiten, die auf den Ergebnissen der vorliegenden Forschung aufbauen.

13 Volkov, *Antisemitismus*.

Methodik und Aufbau

Der Untersuchungszeitraum der vorliegenden Studie beginnt unmittelbar nach der Schoa mit dem Jahr 1945 und endet im Jahr 2017, als sie als Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereicht wurde. Gegenstand der Untersuchung sind sämtliche Synagogen, die in diesem Zeitraum auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland eröffnet wurden. Der überwiegende Teil dieser Gotteshäuser wurde von jüdischen Gemeinden errichtet, die Mitglied im Zentralrat der Juden in Deutschland sind. Bei den untersuchten Räumlichkeiten handelt es sich um große Synagogen und kleine Betsäle gleichermaßen, die oftmals in Verbindung mit einem Gemeindezentrum entstanden. In zwei Fällen sind auch neuerbaute Gemeindezentren ohne Synagoge Gegenstand der Untersuchung, da sie auf ähnliche Art und Weise wie Synagogen eingeweiht und wie diese auch repräsentativen Zwecken dienen. Andere Institutionen wie Schulen, Kindergärten und Seniorenheime, die für das Gemeindeleben ebenfalls von großer Bedeutung sind, jedoch eher keine repräsentativen Aufgaben erfüllten, spielen nur in Ausnahmefällen eine Rolle.

Indem sich die Untersuchung nicht nur auf die Gebäude, sondern auch auf die Gestaltung ihrer Einweihungsfeiern konzentriert, werden Selbstdarstellung und Ausdrucksweise der jüdischen Gemeinden und anderer jüdischer und nichtjüdischer Akteure im öffentlichen Raum zum Thema. So rückt auch der Diskurs um den Synagogenbau in Deutschland seit 1945 in den Fokus – wie er entstand, wie er sich erhält und über die Jahrzehnte bis in die Gegenwart verändert hat.

Die Gliederung der vorliegenden Studie richtet sich nicht nur nach der Chronologie der Synagogenbauten, sondern in erster Linie nach inhaltlichen Aspekten und verbindet dabei einen quantitativen mit einem qualitativen Ansatz. Sie beginnt mit einer Einführung, auf die drei Hauptteile folgen, die das *Was*, das *Wann* und das *Wie* des Synagogenbaus und der dazugehörigen Festakte untersuchen.

Das Kapitel *Stil und Standort* bietet erstmalig einen erschöpfenden Überblick über die Bautätigkeit jüdischer Gemeinden während des gesamten Untersuchungszeitraumes. Hier findet zum einen in einer Art Bestandsaufnahme eine quantitative Analyse statt: Wie viele Synagogen wurden wann und wo eröffnet beziehungsweise eingeweiht? Wann wurden besonders viele, wann so gut wie keine neuen Räumlichkeiten benötigt? Zu welchen Zeiten überwogen Neubauten, wann entschied man sich eher für Wiederaufbauten oder die Einrichtung von kleineren und größeren Betsälen in bereits bestehenden Gebäuden? Wann entstanden große, moderne, freistehende Bauten, die von außen als jüdische Gotteshäuser klar erkennbar waren, wann eher kleine, unauffällige Häuser, die vielleicht gar versteckt in einem Hinterhof errichtet wurden? Zum anderen ermöglicht die Beantwortung der genannten Fragen auch eine qualitative Analyse,

in der auf die Wahl des Standorts und die Architektur der Gebäude und Räumlichkeiten eingegangen und geprüft wird, ob diese Rückschlüsse auf das Selbstbewusstsein der jüdischen Gemeinden sowie einen möglichen Wandel desselben über die Zeit ermöglichen.

Im folgenden Kapitel wird die Datumswahl für die Einweihungsfeier von Synagogen untersucht: Welche Möglichkeiten gab es für das Datum einer Synagogenweihe? Welche Überlegungen spielten bei der Wahl eines bestimmten Datums eine Rolle und welche Aussagen konnten hierbei von Seiten der jüdischen Gemeinden vermittelt werden? Welcher Wandel ist bei der Terminwahl für Synagogenweihen in Deutschland seit 1945 zu beobachten und auf welche historischen Ereignisse bzw. Strategien der Akteure sind sie zurückzuführen? Immer wieder wird in diesem Kapitel – einer Art Soziologie der Terminfindung – auf die Praxis von Synagogenweihen vor 1933 eingegangen und untersucht, inwieweit z. B. im Fall von Einweihungen anlässlich jüdischer Feiertage altbewährte Wege gegangen, bzw. bei Festakten am 9. November, dem Jahrestag der Reichspogromnacht, neue Wege beschritten wurden.

Schließlich wird im Kapitel über das Festprogramm von Synagogenweihen die doppelte Frage ins Zentrum der Untersuchung gerückt, *wie* man in Deutschland nach der Schoa eine Synagoge einweihen konnte: Wie wurde der Festakt der Synagogeneinweihung gestaltet? Und wie musste er gestaltet werden, um den Bau einer Synagoge im vormaligen Land der Täter zu rechtfertigen? Um diesen Fragen nachzugehen, werden unterschiedliche zeremonielle Elemente, Gebete, Psalme und Lieder sowie Reden und Grußworte untersucht, die in unterschiedlicher Zusammensetzung das Programm der Einweihungen ausmachten. Auch hier wurde angestrebt, sowohl einen Überblick über die verschiedenen Möglichkeiten der Programmgestaltung zu geben, als auch einzelne Diskurs-elemente eingehender zu untersuchen und zu begreifen. Wie im vorangegangenen Kapitel wird auch hier ein Vergleich mit dem Programm von Synagogenweihen in Deutschland vor 1933 unternommen, ein Wandel der Festprogramme von 1945 bis zur Gegenwart verfolgt und im Kontext der allgemeinen deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte nach Erklärungsansätzen gesucht.

Vervollständigt wird diese Arbeit durch eine Schlussbetrachtung, in der die Forschungsergebnisse der drei vorangegangenen Kapitel zusammengeführt wurden, sowie ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis und die bereits erwähnte Datenbank in Form mehrerer Tabellen zu den in Deutschland seit 1945 eröffneten Synagogen und Betsälen. Hier sind auch ehemalige Synagogen aufgeführt, in denen Gedenkstätten, Museen und Begegnungsstätten eingerichtet wurden, so dass ein vollständiger Überblick ermöglicht wird.

I. „Wer ein Haus baut, will bleiben“ – Einführung

In den Jahren unmittelbar nach 1945 saßen die meisten Juden in Deutschland auf gepackten Koffern. Eine große Mehrheit war als *Displaced Persons* in Deutschland gestrandet und nicht hier, um zu bleiben, sondern wollte das Land der Täter so rasch wie möglich in Richtung Palästina beziehungsweise später nach Israel oder in die USA verlassen. In der Tat blieben die meisten der insgesamt ca. 265.000 Juden, die sich in den ersten Nachkriegsjahren für wenige Wochen bis einige Jahre in Deutschland aufhielten, nicht, sondern wanderten aus.¹

Neben dem eigenen Wunsch, Deutschland den Rücken zu kehren, war hierbei ebenfalls ein gewisser Druck von außen vorhanden, der teilweise noch in der jüngsten Vergangenheit spürbar war. Ihre im Ausland lebenden Glaubensgenossen begegneten den in Deutschland verbliebenen Juden lange mit Unverständnis und sie mussten sich immer wieder die Frage gefallen lassen, wie sie in diesem Land leben konnten. Noch im Januar 1996 hatte der damalige Präsident Israels, Ezer Weizman, bei einem Besuch in Deutschland die hiesigen Juden dazu aufgefordert, Deutschland zu verlassen und nach Israel auszuwandern. Von Anfang an war man gezwungen, sich für eine Situation zu rechtfertigen, mit der man ohnehin selbst nicht ganz glücklich war. Denn die Wenigsten waren geblieben, weil dies ihr ausdrücklicher Wunsch war. Und wer Deutschland nicht verlassen konnte – weil er selbst zu alt oder zu krank war, weil er alte oder kranke Verwandte versorgen musste, weil er soeben eine Familie gegründet hatte oder aus anderen Gründen nicht die Kraft, den Mut oder den Willen fand, noch einmal alles zurückzulassen, eine neue Sprache zu lernen und anderswo ganz von vorne anzufangen, – ließ seinen gepackten Koffer in Reichweite unter dem Bett oder auf dem Dachboden stehen, um sich im Notfall schnell in Sicherheit bringen zu können. Dem schlechten Gewissen darüber, im Land der Täter geblieben und insbesondere in den ersten Jahren nicht aktiv am Aufbau des jüdischen Staates beteiligt zu sein, wurde einerseits mit dem Festhalten an diesen geradezu

1 Vgl. zu der Zahl 265.000: Michael Brenner, Einleitung, S. 9.

sprichwörtlich gewordenen gepackten Koffern und andererseits mit regelmäßigen und großzügigen Spenden für den Staat Israel begegnet.²

Obwohl die Meisten nicht vorhatten, längerfristig in Deutschland zu bleiben, wurden schon sehr früh jüdische Gemeinden gegründet sowie Betsäle und andere Institutionen eingerichtet. Insbesondere in den fünfziger und sechziger Jahren wurden eine ganze Reihe von Betsälen und Synagogen mit dazugehörigen Gemeindezentren neu errichtet beziehungsweise wiederaufgebaut. Aus diesem Grund lässt sich diese Epoche als „eine Zeit des Sesshaftwerdens der jüdischen Gemeinden in Deutschland“ beschreiben.³ In Folge dieser Entwicklungen wurden so mit den Jahren auch die gepackten Koffer mehr und mehr symbolisch. Man richtete sich besser und dauerhafter in seiner neuen Heimat – auch wenn man sie selbst nie so genannt hätte – ein, man baute sich eine Familie, ein Geschäft, kurz: ein komplettes und oft nicht allzu schlechtes Leben auf, das man kaum mehr zurücklassen konnte oder wollte. Man war sesshaft geworden und dachte nicht mehr ernsthaft daran, seine Koffer zu nehmen und fortzugehen.

Dieser Paradigmenwechsel jüdischen Lebens in Deutschland, der durch die ausgepackten Koffer symbolisiert wird, findet in einem weiteren, viel zitierten Satz seinen Ausdruck, der in dieser Form zuerst durch Salomon Korn bei der Einweihung des neuen Jüdischen Gemeindezentrums in Frankfurt am Main im September 1986, also gute 40 Jahre nach dem Ende der Schoa, geprägt wurde: „Wer ein Haus baut, will bleiben.“⁴ Wie kaum ein anderer versinnbildlicht dieser Satz den Bau von Synagogen und jüdischen Gemeindezentren in Deutschland seit 1945 als Gegenpol zu den gepackten Koffern und bringt eine scheinbar einfache Wahrheit logisch präzise auf den Punkt: Wer Zeit, Geld und weitere Ressourcen investiert, um ein Gebäude zu errichten, hat vor, dieses zu benutzen. Er plant nicht, das neuerbaute Haus und das Land, in dem es steht, in naher Zukunft zu verlassen. Diese Botschaft gibt dem Selbstbewusstsein einer neuen Generation Ausdruck, einem Selbstbewusstsein, das sich die in diesem Land lebenden Juden mit der Zeit erarbeitet haben, und spricht zugleich alle deutschen Bürger und insbesondere deutsche Politiker an, die in dieser Aussage den Beweis für die Qualität der eigenen Arbeit und Entwicklung sehen: Deutschland hat sich verändert, der Antisemitismus hat keine Chance mehr, die Juden fühlen sich hier wieder zuhause. So verwundert es nicht, dass Salomon Korn's Satz zu einem geflügelten Wort wurde, das bis heute unzählige Male von Juden wie Nichtjuden wiederholt wurde. Möchte man die Bedeutung eines Synagogenneubaus auf deutschem Boden in Worte fassen, kann man diesen Satz heute wie einen im

2 Zum schlechten Gewissen der Juden in Deutschland seit 1945 vgl. z. B.: Kauders, Unmögliche Heimat.

3 Michael Brenner, Wiederaufbau, S. 10.

4 Korn, Rede.

Werkzeugkasten bereit liegenden Schraubenschlüssel verwenden. Er ist fester Bestandteil des Vokabulars von Architekten, Vorsitzenden jüdischer Gemeinden, Präsidiumsmitgliedern des Zentralrats der Juden in Deutschland, Bürgermeistern, Ministerpräsidenten und vielen Anderen geworden und wird gerade anlässlich von Einweihungsfeierlichkeiten von Synagogen und anderen jüdischen Einrichtungen immer wieder hervorgeholt.

Nicht immer wird dabei auch auf den Kontext Bezug genommen, in den jener Satz in der Ansprache Salomon Korn eingebettet war, allerdings ist auch die Situation der jüdischen Gemeinden in Deutschland heute noch einmal eine entschieden andere, als es damals der Fall war. Durch die Zuwanderung von Juden aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion wurde die jüdische Gemeinschaft in Deutschland bald zu der am schnellsten wachsenden in Europa. Die sogenannten Kontingentflüchtlinge brachten den jüdischen Gemeinden neue Zukunftsaussichten und dem jüdischen Selbstbewusstsein in Deutschland noch einmal einen großen Schub. Zugleich ergab sich die Notwendigkeit für den Bau vieler neuer Synagogen und Gemeindezentren für die um ein Vielfaches gewachsenen jüdischen Gemeinden, die im Jahr 1986 weder Korn, noch sonst jemand hatte vorhersehen können. Als im Dezember 2002 wieder ein israelischer Präsident auf Staatsbesuch in Deutschland weilte, rief er die hiesigen Juden nicht mehr zur Auswanderung auf, sondern nahm stattdessen an der Einweihung einer Synagoge in Wuppertal teil und feierte mit, als das sichtbare Zeichen dafür, dass man keineswegs vorhatte, Deutschland zu verlassen, eröffnet wurde.⁵

Wie sind in diesem Zusammenhang aber die in den fünfziger und sechziger Jahren entstandenen zahlreichen jüdischen Einrichtungen einzuordnen? Zwar waren jene Häuser oftmals kleiner und standen weniger selbstbewusst im Stadtbild, als dies bei ihren Nachfolgebauten der vergangenen zwei Jahrzehnte der Fall ist, aber auch damals wäre es natürlich kaum nötig gewesen, zu bauen, wenn man nicht vorhatte, zu bleiben.

Am 14. September 1986 wurde in Frankfurt am Main das neue Gemeindezentrum der Jüdischen Gemeinde eingeweiht. Das Gebäude war nach den Plänen des Architekten Salomon Korn, heute Vorstandsvorsitzender der Frankfurter jüdischen Gemeinde und Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, entstanden und beinhaltete neben Büroräumen für die Gemeindeverwaltung auch Räumlichkeiten für Grundschule und Kindergarten, eine Turnhalle, ein Jugendzentrum, einen Seniorenclub, ein koscheres Restaurant, sowie einen großen Festsaal mit Foyer. Lediglich eine Synagoge war nicht mit eingeplant, da sich in nächster Umgebung des neuen Gemeindezentrums die 1950 wieder eingeweihte Westend-Synagoge befindet.

5 Vgl. zum Staatsbesuch des israelischen Präsidenten Mosche Katzav z. B.: Hart, Bilder, S. 3.

Bevor Salomon Korn während der Einweihungsfeierlichkeiten dem künftigen Hausherrn Ignatz Bubis, damals Vorsitzender der Frankfurter jüdischen Gemeinde und später Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, den Schlüssel zum Gebäude überreichte, hielt er eine Ansprache, in der er auch auf die Symbolsprache des Neubaus einging. Diese Ansprache kreiste um die Motive der Erinnerung an Zerstörung und der Hoffnung auf Zukunft, jene zwei Pole, zwischen denen sich jüdisches Leben in Deutschland heute bewege. Diesen Dualismus hatte Korn auch in der Architektur des Neubaus selbst zum Ausdruck gebracht und damit eine Art jüdischer Architektur geschaffen, die bis zu diesem Zeitpunkt in Deutschland in vergleichbarer Form nur beim 1959 geweihten Gemeindezentrum der Jüdischen Gemeinde zu Berlin zu finden war.⁶ Anders als bei jüdischen Bauten in Deutschland vor der Schoa versuchte Korn mit seinem Entwurf weder mit Hilfe „orientalisierender Stilelemente Eigenständigkeit und Herkunft des Judentums zu betonen“, noch durch die „Verwendung sogenannter rein deutscher Stile eher Zugehörigkeit und Bekenntnis zum deutschen Vaterland hervorzuheben“. Beide Schulen seien damals damit gescheitert, eine eigenständige jüdische Architektur hervorzubringen. Korns Gebäude auf der anderen Seite sollte allein durch die gezielte Verwendung einiger jüdischer Symbole – Gesetzestafeln und siebenarmige Leuchter – als *jüdisches* Gemeindezentrum identifizierbar werden. Durch die Art und Weise der Verwendung dieser Symbole wollte Korn sowohl der Vergangenheit wie auch der Zukunft huldigen. Die stilisierten Gesetzestafeln neben dem Haupteingang stünden für den Glauben an Gesetz, Recht und Gerechtigkeit, wiesen jedoch Brüche auf, weil „dieses Gesetz nicht zu allen Zeiten und nicht für alle verbindlich gewesen“ sei. Zugleich liege unter den Tafeln der Grundstein, der u. a. eine Liste mit den Namen der fast 10.000 von den Nationalsozialisten deportierten Frankfurter Juden enthält. Der durch die gebrochenen Gesetzestafeln zum Ausdruck gebrachten Erinnerung an die Zerstörung stellte Korn drei Leuchter gegenüber: ihr Licht sollte für das Licht der Hoffnung stehen und den Glauben an die Zukunft symbolisieren. Für Korn hatte die Erinnerung an die in der Fassade des Gemeindezentrums bis heute sichtbaren Brüche der Vergangenheit auch positive Folgen. In seiner Ansprache führte er aus, dass „gerade diese fruchtbare Unruhe und Wachsamkeit [...] das Diasporajudentum vor geistiger Provinzialität und einem falsch verstandenen Heimatbegriff bewahren“ kann und beendete seine Rede schließlich mit dem Wunsch, dass die Nutzer des Hauses in ihm ein Gefühl der Geborgenheit finden, sich darin jedoch zugleich auch „ein Stück jener geschichtlich erworbenen kritischen ‚Weltoffenheit‘ bewahren“ mögen.⁷

6 Zum Vergleich der beiden Gemeindezentren in Berlin und Frankfurt am Main vgl.: Korn, Synagogal-Architektur, S. 201 f.

7 Vgl. Korn, Rede.

Im Rahmen dieser Ausführungen über die sich zwischen Symbolen für Vergangenheit und Zukunft, Erinnerung und Hoffnung bewegenden Bauelemente fiel auch jener Satz, der heute so berühmt ist. Etwa zu Beginn des letzten Drittels seiner Rede sagte Korn:

Wer ein Haus baut, will bleiben, und wer bleiben will, erhofft sich Sicherheit. Dieses Haus wird Mittelpunkt unseres zukünftigen Gemeindelebens sein. Doch will es durch seine besondere Gestalt auch daran erinnern, daß ein jüdisches Haus in der Diaspora immer auch ein provisorisches, passageres Moment enthält.⁸

Der Satzteil „Wer ein Haus baut, will bleiben“, bringt dabei eine so unmittelbar einleuchtende Erkenntnis auf den Punkt, dass es kaum verwunderlich ist, dass er Teil unseres Sprachgebrauchs geworden ist. Indem Korn diese scheinbare Selbstverständlichkeit jedoch öffentlich aussprach, eröffnete er auch Raum für Zweifel an ihrer unbedingten Gültigkeit.

Fünf Begriffe – Hoffnung, Sicherheit, Zukunft, Diaspora und Provisorium – fallen in diesem Zusammenhang neben dem ausgesprochenen Wunsch der jüdischen Gemeinschaft, in Deutschland bleiben zu wollen, besonders ins Auge. Indem Korn die Hoffnung auf Sicherheit ansprach, musste seinen Zuhörern im Jahr 1986 wie auch uns heute klar sein, dass er eben diese Sicherheit nicht als selbstverständlich voraussetzte. Alles andere wäre freilich auch vermessen gewesen. Antisemitisch begründete Schändungen von Synagogen und jüdischen Friedhöfen gehörten und gehören leider beinahe zum jüdischen Alltag in Deutschland.⁹ Eine nicht detonierte Bombe im Berliner Jüdischen Gemeindehaus am 9. November 1969 sowie ein Brandanschlag auf die Israelitische Kultusgemeinde München mit mehreren Todesopfern im Februar 1970 machten zudem deutlich, dass eine Steigerung der Bedrohung und als direkte Folge auch der Unsicherheit zu verzeichnen war.¹⁰ Brandanschläge auf die Synagoge in Lübeck im März 1994 und Mai 1995 sowie ein geplanter Sprengstoffanschlag bei der Grundsteinlegung zur neuen Synagoge in München im November 2003 zeigen, dass diese traurige Tradition in späteren Jahren fortgesetzt wurde. Das Vertrauen in eine Zukunft jüdischen Lebens in Deutschland und ein gesundes Miteinander stand jederzeit in Gefahr, wieder erschüttert zu werden. Aus diesem Grund gab sich Korn keiner blinden Zuversicht hin und sprach lediglich von der Hoffnung und nicht vom Wissen um die so wichtige Sicherheit für das Gemeindeleben in

⁸ Ebenda.

⁹ Um nur ein Beispiel für die Schändung einer Synagoge zu nennen, sei hier auf einen Vorfall in Köln im Dezember 1959 verwiesen, als die kurz zuvor wieder eingeweihte Synagoge mit Hakenkreuzen beschmiert wurde. Zu Friedhofsschändungen in der Bundesrepublik vgl. z. B.: Silbermann/Schoeps, Antisemitismus, und darin insbesondere: Schoeps, Sepulcra.

¹⁰ Zur Suche nach Sicherheit in den jüdischen Gemeinden in Deutschland vgl.: Goschler/Kauers, Dritter Teil, S. 340f.